

Mittelmeerraum der Kaiserzeit und Spätantike machen kann. Aus den meisten vergleichenden Untersuchungen scheint dabei hervorzugehen, dass es hochinteressante Kontakte zwischen jüdisch-christlicher und heidnischer Tradition gegeben hat, auch wenn die gegenseitige Beeinflussung nicht den Kern der beiden Jenseitsanschauungen erreicht hat.

Nestor Kavvadas

ROBERT BORN: Die Christianisierung der Städte der Provinz Scythia Minor. Ein Beitrag zum spätantiken Urbanismus auf dem Balkan (Spätantike – Frühes Christentum – Byzanz, Reihe B, Bd. 36). Wiesbaden: Reichert 2012. 261 S. mit Abb. ISBN 987-3-895-00782-8. Geb. € 58,00.

Die Provinz Scythia Minor liegt zum großen Teil auf dem Gebiet der Dobrudscha in Rumänien, ein kleiner Teil, die ehemalige Südgrenze, im heutigen Bulgarien. Obwohl sich diese Region durch eine Vielzahl an erhaltenen Denkmälern aus spätantiker und frühchristlicher Zeit auszeichnet, sind diese wenig bekannt und werden nur selten diskutiert, wohl nicht zuletzt deswegen, weil rumänisch eine nur selten beherrschte Sprache ist. Daher ist es sehr begrüßenswert, dass sich Robert Born in seiner Leipziger kunsthistorischen Dissertation dieser Region angenommen hat. Die Scythia Minor ist eine der ersten unter Diokletian geschaffenen Verwaltungseinheiten und war ursprünglich als Prototyp zur Erprobung der Reformen dieses Kaisers gedacht. Der zeitliche Rahmen umfasst somit die Tetrarchie und reicht bis an das Ende des 7. Jhs. Die Scythia Minor empfiehlt sich ferner als Studienobjekt, weil sie einerseits mit der gleichnamigen Kirchenprovinz identisch und andererseits seit dem 6. Jh. ein Drehpunkt des überregionalen Handels und ein ethnischer Schmelztiegel ist (13). Die Vielfalt der Funde, die im Kontext dieser Leipziger Dissertation nicht in extenso diskutiert werden können, laden zur weiteren Beschäftigung mit ihnen ein, zumal einiges noch nicht abschließend vorgelegt ist (wie das »Bischofsgrab« östlich der Apsis der Transeptbasilika in Histria [97f.]).

Die Probleme der Christianisierung werden anhand der Städte Tomis (Constanța), Histria (Istros) und Tropaeum Traiani (Adamclisi) diskutiert. Erfahrungsgemäß sind die Anfänge des Christentums überall schwer zu fassen, hat doch die Präsenz von Christen nicht notwendig Reste in Form von Denkmälern oder auch von schriftlichen Quellen hinterlassen. Eine Gemme wie die angeblich in Constanța gefundene mit einer Kreuzigungsdarstellung, deren Authentizität, anders als der Autor schreibt (26, Abb. 7), seit einigen Jahren gesichert ist und als akzeptiert gilt (s. J. Engemann, *The Argument from Silence. Iconographic Statements of 1981 on Faked Gems Reconsidered*, in: »Gems of Heaven«. *Recent Research on Engraved Gemstones in Late Antiquity, c. AD 200–600*, London 2011, 208f.), weist nicht zwingend auf die Glaubenszugehörigkeit desjenigen hin, der sie eines Tages verloren hat; gerade die Kreuzigung Jesu Christi begegnet auch auf den »magischen« Gemmen. Diese lassen eher auf einen nichtchristlichen Besitzer schließen, auch wenn ein an magischen Praktiken interessierter Christ ebenfalls eine solche Gemme mit sich führen konnte (J. Dresken-Weiland, *Zur Entstehung der frühchristlichen Kunst*, in: *Das Münster* 65, 2012, 249).

Auf sicherem Grund ist man deswegen mit den Kirchenbauten, die in allen drei Orten seit der zweiten Hälfte des 4. Jhs. nachgewiesen sind. Die Bautätigkeit verstärkt sich im Laufe der Zeit, denn aufgrund des Zuzugs der Bevölkerung vom Land in die Städte ist eine entsprechende Nachfrage vorhanden. Außerdem werden Kirchenbauten auch durch die Kaiser Anastasius und Justinian gefördert, so dass die Christianisierung der Scythia als »von oben« gesteuert bezeichnet werden kann (136), auch wenn sie eine auf breiter

Basis und in der gesamten Oikumene stattfindende Erscheinung war. Bemerkenswert ist, dass sich wohltätige Einrichtungen nicht sicher nachweisen lassen; der Autor spricht sicher zu Recht von einer Überlieferungslücke (136). Das Einsetzen von innerstädtischen Bestattungen lässt sich wie auch andernorts hier seit dem 5. Jh. beobachten. Dass der »Zusammenhang zwischen Reliquientranslationen und dem Einzug der Gräber in die Stadt« »eine zunehmende Abkehr vom Glauben an eine kollektive Auferstehung zugunsten eines Strebens nach individueller Erlösung« (137f.) widerspiegelt, wird man nicht unwidersprochen stehen lassen: Die Auferstehung am Jüngsten Tag wird theologisch für alle Menschen erwartet; die Nähe zu Reliquien und die Bestattung am geweihten Ort in der Nähe heiliger Körper können in der Vorstellungswelt der Christen dieser Zeit für das jenseitige Schicksal und bei der Auferstehung von Vorteil sein und waren deswegen überaus beliebt. Dies ist eine Entwicklung, die bereits im frühen 4. Jh. einsetzt und die gesamte Oikumene betrifft.

Die Unterschiede zwischen diesen drei Orten werden ebenfalls deutlich: Tomis, die ehemalige Hauptstadt, lebt vom Handel, so dass wohl in der ersten Hälfte des 4. Jhs. der große Mosaikbau-Komplex errichtet wird, der Lagerräume zur Verfügung stellt, auf der zweitobersten Ebene einen mit einem (in seiner Datierung umstrittenen) Mosaikboden versehenen, langgestreckten Saal, dessen Funktion unklar ist (42–44), der aber zu einem späteren Zeitpunkt wohl, wie der Einbau einer mit Marmorplatten verkleideten Tribüne in eine Längswand zeigt, für die Aufstellung einer Kaiserstatue und damit für den Kaiserkult genutzt worden sein könnte (44, Abb. 28). In Histria hat sich ein Komplex mit gehobenem Wohnkomfort erhalten, der durch Schleusen an den Zufahrtsstraßen die Zugänglichkeit beschränkte (103, 109) – ein Vorgänger der »gated communities«? In Tropaeum Traiani, einer »Stadtneugründung« des frühen 4. Jhs. (113), entstand aufgrund der wirtschaftlich schlechten Lage erst gar kein Villenviertel (134); dafür wurde das Stadtbild durch die Errichtung der Zisternenbasilika in der zweiten Hälfte des 4. Jhs. und der Marmorbasilika in der gleichen Zeit (121) bewusst gestaltet.

Insgesamt hat der Autor eine gelungene Studie zu einer wenig bekannten Provinz vorgelegt, die man gern wieder zur Hand nehmen wird.

Jutta Dresken-Weiland

4. Mittelalter

VOLKER LEPPIN: Geschichte des mittelalterlichen Christentums (Neue Theologische Grundrisse). Tübingen: Mohr Siebeck 2012. XV, 459 S. ISBN 978-3-16-150677-2. Kart. € 39,00.

So erstaunlich das auch klingt, ist eine umfassende, monographische Geschichte des mittelalterlichen Christentums in deutscher Sprache seit langem ein Desiderat, das mit dem hier anzuzeigenden Buch des Tübinger Theologen Volker Leppin bestens eingelöst wird. Es ist zugleich ein weiterer Markstein für die seit längerem einsetzende Öffnung der evangelischen Kirchengeschichte gegenüber dem Mittelalter, das inzwischen als »Teil der eigenen Geschichte« (so Leppin [10]) anerkannt ist. Die Bedeutung des Christentums im Mittelalter ist schließlich unabweisbar. Mit dieser Gesamtdarstellung erlebt die Thematik nun nicht nur einen Aufriss, sondern gleich einen Höhepunkt. Den Wandlungen des langen Zeitalters von 500 bis 1500 gerecht werdend, unterteilt Leppin sein Werk in fünf chronologisch gegliederte, unbeschadet der eigenen Forschungsschwerpunkte recht gleichmäßig aufgeteilte Kapitel und in insgesamt 20 durchgezählte Paragraphen, die je-